Sonntagsbeilage

Lesung für den Sonntag.

Von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit.

Die allererste, unerläßlichste Pflicht, die wir Menschenkinder Gott gegenüber zu erfüllen haben, eine **sittliche Pflicht**, die er uns selber auferlegt hat, eine **Forderung**, die er an der Spitze seiner Gebote erhoben hat, ist die wiederholt im alten wie im neuen Bunde erhobene Forderung, **ihn anzubeten**.

Sie steht im mosaischen Gesetz (dem Dekalog), klar begründet und bestimmt gefaßt, im ersten der zehn Gebote. Sie ist gestützt auf den Ausdruck der unbedingten, höchsten Herrschaft Gottes: „Ich bin der Herr, dein Gott.“ Das ist gleichsam die Verfassungsgrundlage für sein Reich unter den Menschen, zunächst in seinem auserwählten Volke Israel. Das Evangelium Jesu Christi nahm diese Forderung als göttliches Gebot aus dem Munde des Sohnes Gottes auf, der es bei seiner Versuchung durch den Satan diesem mit den Worten entgegenhielt: „Du sollst den Herrn deinen Gott anbeten und ihm allein dienen.“

Der Heiland hat gar keinen Zweifel darüber gelassen, wie ernst diese Forderung sei. Er kam wiederholt darauf zu sprechen. Er sagte, man müsse Gott „im Geist und in der Wahrheit anbeten“ und sagte voraus, daß die Stunde kommen werde, wo dies geschehen werde.

Die christliche Religion ist darauf aus, diese Forderung zu erfüllen. Sie ist **monotheistisch**, d. h. sie kennt nur **einen** Gott. Sie lehrt und übt den Kultus (die Verehrung) dieses wahren Gottes und verabscheut allen und jeglichen Götzendienst, den Gott in diesem seinem ersten Gebot mit den Worten verbietet: „Du sollst keine fremden Götter neben mir haben.“ Sie hält zur Erfüllung dieses Gebotes ihre Anhänger an. Durch alle Zeiten hindurch hat sie den Dienst dieser Anbetung (Gottesdienst) geregelt. Sie lehrt uns die innern und äußern Akte, durch die wir Anbetung üben. Sie pflegt die Tugend der Religion (Religiosität), die im Wesen nichts anderes ist, als die Zusammenfassung alles dessen, was Gott uns ist, wie wir von ihm denken und uns zu ihm verhalten und was wir ihm sein sollen.

Das Verständnis dieses ersten der Gebote Gottes ist die Grundlage aller wahren Religiosität (Frömmigkeit) und die Erfüllung desselben im Geist und in der Wahrheit, wie Christus es uns gelehrt hat, das ist das wahre Christentum.

Man muß öfter den Inhalt und die Wichtigkeit dieses ersten Gebotes betrachten, besonders am Tag des Herrn, dem Sonntag. Man sollte die Worte öfters nachlesen, mit denen er es gab. Das zeigt erst so recht den Sinn dieses Gebotes. Er fügte nach dem Bericht des Moses gleichsam zur Begründung hinzu: „Ich habe dich aus dem Lande Aegypten herausgeführt und aus dem Hause der Gefangenschaft befreit. Du sollst keinen andern Gott haben und dir kein Idol (Bild) noch eine Figur (geschnitztes Bild), nicht ein Abbild von dem, was im Himmel oder auf Erden, noch im Wasser oder über der Erde ist, machen, um es anzubeten oder ihm zu dienen.“ Muß uns da nicht die Umständlichkeit auffallen, mit der Gott alles aufzählt, was anzubeten dem Menschen einfallen könnte? — Ja, er kannte seine Geschöpfe, die Menschenkinder, und ihre Unarten, die sie leider nur zu oft offenbarten, nur zu gut.

Dann fährt er fort: „**Ich bin dein Herr und Gott**, ein starker, eifernder, der die Bosheit der Väter an den Kindern heimsucht bis ins dritte und vierte Geschlecht bei denen, die mich hassen, und der Barmherzigkeit erzeigt bis ins tausendste denen, die mich lieben und meine Gebote halten.“ Zeigt nicht diese Erweiterung, die wir selten lesen, vielleicht noch nie gelesen haben, wie großes Gewicht der Herr auf dieses, sein Gebot, seine Forderung legt? — **Man geht oft so leichtsinnig an diesem großen Gebot vorbei** und erforscht sich vielleicht nie gründlich über seine Erfüllung. Das einmal gründlich zu tun, wäre wohl der Mühe wert und eine schöne Uebung für den Sonntag. P. W.

Tolles Anklage gegen Mexikos Bischöfe

Von **Bischof Pascual Diaz**, Schriftführer des Komitees der Bischöfe Mexikos.

Letzter Zeit veröffentlichte die Presse telegraphische Depeschen aus Stadt Mexiko, die, wie anzunehmen ist, durch den mexikanischen Regierungszensor genehmigt worden sind. Diese Depeschen enthalten eine ganze Reihe von Verleumdungen gegen den Heiligen Stuhl und die Bischöfe Mexikos.

Es wurde in diesen Depeschen behauptet, daß der Bischof von San Louis, Potosi, sich zum Leiter einer weitausgedehnten Verschwörung gemacht habe und die eigentliche treibende Kraft der Revolution sei, die jetzt in Mexiko sich erhebe. Dabei wird kein Versuch eines Beweises für diese Beschuldigung des genannten Prälaten unternommen, abgesehen von einer durch keine Tatsachen unterstützten Aeußerung Mascorros, des Chefs des mexikanischen Geheimdienstes. — Vor mehr als einem Jahre wurde dieselbe Beschuldigung erhoben, um die Deportation von neunzehn Bischöfen zu rechtfertigen, und weder damals noch bis heute wurde irgendein Beweis vorgebracht, der jene Anklage begründet hätte. Der Erzbischof von Guadalajara wurde der Leitung eines bewaffneten Aufstandes bezichtigt, und abermals wurde kein Beweis dafür erbracht.

In derselben Depesche, die erklärt, der Bischof von San Louis, Potosi, habe sich an die Spitze einer revolutionären Verschwörung gestellt, wird auch behauptet, daß dieser Bischof neulich in Rom war, dann die Vereinigten Staaten ohne Kenntnis der mexikanischen Polizei besucht habe, während dieses Aufenthaltes mit mehreren exilierten Bischöfen zu San Antonio in Texas konferiert und dann nach Mexiko zurückgekehrt sei, um die Revolution anzustacheln. Die Wahrheit ist, daß der Bischof von San Louis, Potosi, die Vereinigten Staaten seit 1919 überhaupt nicht besucht hat und seit 1925 auch nicht in Rom war.

Außerdem behaupteten jene Ausstreuungen in die Presse, der Papst habe den Bischof von San Louis, Potosi, zum Erzbischof der Stadt Mexiko ernannt und ihn im besonderen beauftragt, „den Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu predigen“. Nichts von allem ist wahr. Es ist nicht der Brauch des Heiligen Stuhles, einen Kirchenfürsten ohne vorgeschriebenen Prozeß seines Amtes zu entheben, und liegt nicht die geringste Veranlassung vor, daß ein solches Verfahren (im bezug auf den Erzbischof von Mexiko. D. R.) eingeleitet oder gar durchgeführt worden wäre. Die Anspielung auf den „Kreuzzug“ des Heiligen Stuhles ist absurd und lächerlich.

Der einzige Kreuzzug, den der Papst unternommen hat — im Angesichte der ganzen Welt — ist ein Kreuzzug des Gebetes und der Buße für die verfolgte Kirche in Mexiko gewesen, mit keiner anderen Absicht, als daß diejenigen, die die weltliche Macht in Mexiko ausüben, ihre Augen öffnen und wahrnehmen, wie leicht es sein würde, die bestehende Lage zu ordnen — entweder durch Widerruf der religionsfeindlichen Gesetze oder durch die Herstellung einer Verständigung mit dem Papste selbst, eine Verständigung, die dem Lande bringen würde Recht, Freiheit und Frieden!

Die Konfessionszugehörigkeit der Parlamentsmitglieder der Vereinigten Staaten

wird in der nordamerikanischen katholischen Wochenschrift „America“ nach Angaben der methodistischen Episkopalkirche festgestellt. Vom amerikanischen Unterhaus gehören 94 Mitglieder der methodistischen Konfession an, vom Senat 32; 64 Abgeordnete und 8 Senatoren den Presbyterianern, 51 Abgeordnete und 24 Senatoren der Episkopalkirche, 51 Abgeordnete und 6 Senatoren den Baptisten, 35 Abgeordnete und 5 Senatoren **der römisch-katholischen Kirche**, 26 Abgeordnete und 7 Senatoren den Kongregationalisten, 20 Abgeordnete und 1 Senator den „Christian Disciples“ (Christliche Jünger), 16 Abgeordnete und 2 Senatoren den Lutheranern, 10 Abgeordnete sind Juden, 4 Abgeordnete und 3 Senatoren Unitarier, 3 Abgeordnete Holländisch-Reformierte, 3 Abgeordnete und 1 Senator Quäker, 1 Abgeordneter gehört den „United Brethren“ (Geeinte Brüder) an, 1 Abgeordneter den Mennoniten, 1 Abgeordneter den Universalisten, 1 Abgeordneter den „Christian Scientists“ (Gesundbeter), 1 Abgeordneter und 2 Senatoren den Mormonen, 11 Abgeordnete nicht genannten protestantischen Konfessionen, 24 Abgeordnete und 4 Senatoren keiner Konfession; bei 18 Abgeordneten und 1 Senator konnte die konfessionelle Zugehörigkeit nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Von den 24 Abgeordneten ohne Konfessionszugehörigkeit sind 18 **Freimaurer**, während die Familien von 3 der restlichen 6 eine Kirche besuchen; von den 4 konfessionellen Senatoren sind 3 Freimaurer des „Ordens der Tempelritter“.

Kostspielige Adelstitel in England.

Die Gebühr für die Ernennung zum Herzog, welche an den Staatsschatz bezahlt werden muß, beträgt in England 730 Pfund (zirka 15 000 RM.), für die Ernennung zum Marquis 630, zum Viscount 430, für die Zuerkennung der Baronie 330 Pfund. **Es kommt vor, daß die Geadelten sich weigern, derart hohe Taxen zu bezahlen.** So sollte der General Byng of Vimby für seine Verdienste als Generalgouverneur von Kanada 1926 zum Lord ernannt werden; da er aber die Taxe nicht bezahlen wollte, zog sich die Durchführung der Ernennung zwei Jahre lang hin. Erst 1928 wurde der neue Titel des Generals offiziell bekanntgegeben. Der General hatte darauf hingewiesen, daß viele Politiker ihre Adelstitel auf „außerordentlichem Wege“ umsonst erhalten!

Lesen Sie unsere Zeitung!

Die Stellungnahme der kath. Schulorganisation Deutschlands zur schulpolitischen Lage.

Der Reichsausschuß der Katholischen Schulorganisation Deutschlands nahm in eingehenden Beratungen in Berlin Stellung zu den Beschlüssen, die in der 1. Lesung im Bildungsausschuß des Reichstages über den Entwurf der Reichsregierung zu einem Reichsvolksschulgesetz gefaßt wurden. Die Verhandlungen führten zu folgenden Feststellungen:

Der am 15. Juli v. Js. von der Reichsregierung veröffentlichte Entwurf für ein Reichsvolksschulgesetz entsprach in manchen Punkten den Erwartungen der Katholiken nicht; er bildete aber eine brauchbare Grundlage für die Verhandlungen.

Trotz der angestrengtesten Bemühungen der die christliche Weltanschauung vertretenden Abgeordneten, die bis an die äußerste Grenze des Tragbaren gegangen sind, ist es leider in der 1. Lesung des Bildungsausschusses nicht gelungen, zu einer Verständigung über eine Reihe von entscheidenden Punkten zu kommen.

In den Richtlinien für die Koalition hatten alle Regierungsparteien sich auf den Standpunkt gestellt, daß „nach dem Wortlaut und Sinn der Reichsverfassung die Freiheit des Gewissens und die Rechte der Eltern gewahrt“ werden müßten, daß „die Erteilung des Religionsunterrichtes in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der betreffenden Religionsgesellschaft unbeschadet des Aufsichtsrechtes des Staates gesichert werden“ müsse, daß „für eine grundsätzliche Gleichstellung der in Art. 146 der Reichsverfassung vorgesehenen Schularten zu sorgen“ sei.

Die Anhänger der Bekenntnisschule sind loyal auf den Boden der Gewissensfreiheit, des Elternrechtes und der Toleranz getreten. Die Anhänger der weltlichen und der Gemeinschaftsschule aber lehnten es ab, die freie Entwicklungsmöglichkeit der Bekenntnisschule, so wie sie das katholische Volk **aus Gewissensgründen fordern mußte, zuzugestehen und ihr dasselbe Recht zu gewähren, das sie für ihre Schule so nachdrücklich verlangten.**

Gewissensfreiheit und Elternrecht wären durch die Bestimmungen illusorisch geworden, die in Paragr. 9 für den geordneten Schulbetrieb festgelegt waren. Durch die Annahme dieser Bestimmungen wäre die Neuerrichtung öffentlicher Bekenntnisschulen im größten Teil des Deutschen Reiches unmöglich geworden.

In den Paragraphen 14 bis 16 wären die Rechte der Kirche nicht genügend gewahrt worden. Der Kirche muß es in erster Linie zustehen, die Gestaltung des Religionsunterrichtes zu regeln und die Religionsbücher zu bestimmen.

Außerdem wäre unter Verletzung der Reichsverfassung in Paragr. 20 ein Ausnahmezustand geschaffen worden, durch den Millionen Deutsche ihres Elternrechtes beraubt worden wären.

Diese wie andere Punkte bedeuteten eklatante Rechtsverletzungen, die durch die Haltung der Vertreter der liberalen und sozialistischen Weltanschauung verursacht worden sind.

Für den katholischen Volksteil war damit das Gesetz völlig unannehmbar geworden.

In Anbetracht dieser Sachlage bringt der Reichsausschuß der Katholischen Schulorganisation seine Genugtuung darüber zum Ausdruck, daß der Entwurf in dieser Form nicht Gesetz geworden ist. Er spricht den katholischen Abgeordneten für ihre mühevolle Arbeit und ihr zähes Festhalten an den katholischen Grundsätzen den wärmsten Dank aus.

Die deutschen Katholiken wollen ein Reichsvolksschulgesetz, das in Ausführung der Schulartikel der Reichsverfassung unter Wahrung der Gewissensfreiheit und der Elternrechte die Grundlage für eine friedliche und gerechte Weiterentwicklung des deutschen Schulwesens garantiert. Sie wollen ein Reichsvolksschulgesetz, damit Schulfriede werde und die Schule ihre pädagogischen und nationalen Aufgaben erfüllen kann. Sie wollen ein Reichsvolksschulgesetz, damit nirgendwo mehr Eltern durch die Schulrechtslage in ihrem Gewissen gekränkt **und verletzt werden, damit insbesondere auch überall die katholischen Eltern die Möglichkeit erhalten, ihre Kinder in katholischen Schulen erziehen zu lassen.**

Das katholische Volk wird die Schulfrage immer als eine der bedeutsamsten Fragen der gesamten Kulturpolitik ansehen und nie auf seine Schulforderungen, die seiner Ueberzeugung entspringen, verzichten.

Es wird stets an der Forderung festhalten, daß das in der Reichsverfassung verlangte Reichsvolksschulgesetz auf der Grundlage der Gewissensfreiheit und der gottgewollten Elternrechte geschaffen wird.

Solange das Gesetz nicht möglich ist, werden die Katholiken auf dem Boden der jetzigen Rechtslage ihre Forderungen mit allen gerechten Mitteln durchzuführen versuchen.

Frühlingsrausch.

Von **Marion Krüger**.

Der Frühlingssturm braust,
Er zerzaust mir mein Haar.
Und in jubelnden, wilden Akkorden
Spielt er sich selber den Einzugsmarsch,
Denn — 's ist ja Frühling geworden. —

Das Eis bricht leicht
Unter seiner Gewalt.
Laut jauchzet der wilde Knab'.
Die Schollen tanzen vor ihm dahin,
Er treibt sie zum Strome hinab.

Jetzt geht durch den Wald
Seine sausende Fahrt.
Da läutet etwas so fein, —
Verwundert schaut er zur Erde herab,
Was mag das Klingen wohl sein?

Da sieht er ein Blümlein, so rein und schön,
Im weißen Kleidchen so hell.
Kann nicht ohn' Necken vorübergehn,
Drum küßt er die Blüte schnell. — —

Die erste Schauspielerin der Türkei.

Geschichte eines heroischen Kampfes für die Kunst.

Angora, im März 1928.

Ein hochpolitischer Akt, von dem man erregt in den Kabinetts der Regierungen spricht, war es freilich nicht, als Kemal Pascha, der große Erneuerer des türkischen Reiches, dieser Tage seinen gewichtigen Namen unter die Urkunde zur Gründung der türkischen „Nationalen Schule dramatischer Kunst" setzte. Aber statt dessen wird dieses Ereignis sicher in den Kulturgeschichten späterer Jahrhunderte aufgezeichnet werden; denn damit hat nicht allein die Modernisierung und Europäisierung des ehemaligen osmanischen Reiches eine ihrer letzten Stufen erreicht, sondern auch die internationale Frauenbewegung und eine ihrer tatkräftigsten Vorkämpferinnen einen bedeutsamen Sieg errungen.

Bis zum heutigen Tage war bekanntlich im türkischen Theater die mohammedanische Frau weder als Zuschauer noch als Schauspielerin geduldet; Frauenrollen wurden durch Männer gegeben, oder aber, was besonders in Theatern von zweifelhaftem Ruf der Fall war, zum Ergötzen der Männer durch Europäerinnen, von nicht minder dunkler Herkunft. In den letzten Jahren erst gewann das Theater dieselbe Bedeutung als Kunst- und Kulturfaktor für die Türkei, die es in den westlichen Ländern einnimmt, und Gastspiele der bedeutendsten Theaterensembles ebenso wie prominenter Schauspieler und Sänger, Schauspielerinnen und Sängerinnen wurden immer häufiger und fanden, besonders bei der jungen Generation, die vorwiegend nach europäischen Bildungsidealen erzogen ist, ungeteilte Bewunderung und Anerkennung. Aber selbst nachdem sich, vor nicht allzu langer Zeit, die türkische Frau das Recht des freien Auftretens im öffentlichen Leben erkämpft hatte und Damen der besten Gesellschaft im Theater erschienen, hatte man nicht den Mut, mit der alten Tradition zu brechen, die es der mohammedanischen Frau verbietet, auf der Bühne zu erscheinen. Man würde kaum glauben, wie starrsinnig gerade diejenigen Kreise, die mit leichter Hand jahrhunderte alte Staatseinrichtungen umgestoßen hatten, auf den Anschauungen ihrer Väter und Vorväter beharrten — wenn nicht

die Lebensgeschichte Bediha Hanems,

der ersten Schauspielerin der Türkei, dafür den unumstößlichen traurigen Beweis erbracht hätte.

Bediha Hanem hatte im Kreise ihrer Brüder, die eifrige Anhänger der jungtürkischen Partei waren, lebhaften Anteil an der Freiheitsbewegung ihrer Heimat genommen, durch die ihrem Geschlecht allmählich die beinahe völlige Gleichberechtigung mit dem Manne gewährt wurde. Da empfand sie es — und zwar umso lebhafter, als sie sich leidenschaftlich zum Theater und dem Schauspielerberuf hingezogen fühlte — als tiefe Demütigung, daß ihr das Auftreten auf der Bühne verboten war. So setzte sich in ihr der Gedanke fest, daß sie sich, koste es, was es wolle, als erste Frau das nationale Theater erobern wolle. Sie war eine energische moderne Frau, aber sie ahnte nicht, wie schwer ihr die Erfüllung ihrer Lebensaufgabe gemacht werden würde.

Nach einer gründlichen dramatischen Ausbildung in Paris, wo die begabte junge Türkin bedeutende Erfolge errungen hatte, kehrte sie in ihre Heimat zurück. Ihre ersten Versuche, an einem Theater engagiert zu werden, wies man mit Verachten ab. Sie schloß sich an europäische Schauspieler an, die in der Türkei gastierten; aber sobald sie auftrat, erhob sich — ungeachtet ihres vollendeten Spiels, ein Sturm der Entrüstung; sie wurde ausgepfiffen, niedergeschrien und blieb selbst von den gemeinsten Angriffen nicht verschont. Zusammen mit ihrem Mann, der sie in ihrem Kampf verständnisvoll und treu unterstützte, eröffnete sie — da ihr ein nicht unbeträchtliches Vermögen zur Verfügung stand — ein eigenes Theater, für das sie hervorragende nationale und französische Schauspieler gewann. Sobald sie aber mit ihren Schülerinnen, — denn es hatten sich ihr bereits mehrere Mädchen aus den Kreisen der ersten Gesellschaft angeschlossen, die mit ihr demselben Ideal zustrebten, — auftreten wollte, erregte sie neuen, unerhörten Skandal. Bediha Hanem kämpfte vor der Oeffentlichkeit für ihre Idee; sie drang zur Regierung, zum Diktator Kemal Pascha vor und forderte ihr Recht — aber wenn ihr auch Gesetz und Verfassung volle Freiheit gaben, so konnten sie Bediha Hanem doch nicht schützen vor dem Fanatismus des Publikums, das engstirnig auf allen Vorurteilen beharrte. Sie mußte ihren Kampf allein ausfechten, ja sogar ohne ihren einzigen Verbündeten, ihren Mann, der unter den unaufhörlichen Sorgen und Aufregungen seelisch zusammengebrochen war und dahinstarb. Bediha Hanem geriet in immer schlimmere Bedrängnis; ihr Theater mußte sich auflösen und damit verlor sie beinahe ihr ganzes Vermögen. Trotz allem blieb sie ungebeugt, trat mit ihren Schülerinnen da und dort auf, steckte Beschimpfungen und Ausschreitungen des Pöbels ein, kämpfte und warb von Mensch zu Mensch, — bis sie endlich langsam, vereinzelt, hier und dort die ersten Zeichen der Anerkennung spürte.

Nach Jahren voll von Entbehrung hatte Bediha Hanem doch den Sieg davongetragen; wenn sie jetzt auftrat, fand sie ein immer zahlreicheres Publikum, das ergriffen ihrer Darstellungskunst, dem Ausdruck ihrer großen Seele, den verdienten Beifall zollte. Nun wurde ihr sogar eine

besondere staatliche Auszeichnung

zuteil, als Kemal Pascha die „Nationale Schule dramatischer Kunst" gründete und als deren erste Leiterin Bediha Hanem ernannte. Sie wird vorerst fünf männliche und fünf weibliche Schüler ausbilden, die dann — nach einem vorgesehenen Studium in den westeuropäischen Ländern — das erste rein nationale Theaterensemble der Türkei bilden werden. Erst spätere Geschlechter aber werden das Verdienst dieser großen Frau recht zu würdigen wissen, die unter schwersten Opfern ihrem Geschlecht die Freiheit der Kunst erkämpft hat.

Brauteinzug auf dem Säldenstein.

Aus dem neuesten Erzählungsband Anton Schotts: „Bannfluch und Pest" bringen wir nachstehende Probe. Das spannende Buch ist in der Verlagsanstalt Tyrolia A.-G., Innsbruck—Wien—München, erschienen.

Ein sonnenwarmer Tag breitete sich über das Land, und um die Zinnen des Säldensteins flatterten die ersten Schwalben und wunderten an der Zier, mit der sie sich heuer begrüßet wähnten.... Wie dies? Wie dies?

Sepp, der junge Wildecker, jagte denselben Tag wie vom Feinde gehetzt wider den Säldenstein und brachte die Kunde:

„Sie kommen."

Bötlein hasteten in den Gutshof hinab und in die Einödhäuser hinüber, und männiglich warf sich in ein besser Gewand und rüstete zum Empfange. Nur die alte Ursel war nicht aus der Ofenecke zu bringen. „Ein Mensch wie der andere", brummte und knurrte sie in ihrer Weise. „Und die jungen werden auch einmal alt, wenn sie sich die Gnade erleben und verdienen. Nachher kümmert sich kein Mensch mehr um sie.... Ich nicht. Ein altes Weib! Und... etwan wäre es gar nicht einmal recht, wenn ein solches mit dabei wäre."

Der Torwärtel hatte seine ungeflickte Lederhose angezogen und ein noch wenig abgetragenes Wams um den wuchtigen Leib, und die Gret' steckte in einem Gewand und Jöppel, das ihr noch viel zu groß war und vielleicht einmal ihrer Mutter oder Base Sonntagsgewand sein mochte; aber ihr Gesicht war sauber gewaschen und glich schier einem Rosenknöspflein, das aus der grünen Hülle drängte. Das lange Flachshaar war in zwei dicke Zöpfe geflochten, die sich wie ein Bändel um das Rosenköpflein legten, und darum wand sich ein Zweiglein singrünen Eppichs, wie solcher im Walde draußen wächst und an den schrundigen Baumrinden emporklimmet. Geblume gab es zur selben Zeit auf den Fluren der Säldensteiner Gegend noch wenig und dazu nichts Schönes. So mochte sie das Eppichzweiglein genommen haben, und es stand ihr märchenschön an. Hübsch lange konnte ich meinen Blick nicht von ihr wenden und ein etliche seltsamer Gedanken schlichen ungerufen durch mein Sinnen.

„Ah!" machte ich es, als ich ihr in den Weg kam oder sie mir, und das sollte ihr mein Bewundern kundtun. Mir fiel denselben Augenblick und in der Eile nichts anderes ein.

Sie aber wurde wieder so rot wie mit Blut übergossen, die Augen senkten sich geschämig zu Boden, und nur ein kurzer Seitenblick streifte mich. Ein etliche Male zuckte es wieder um ihren Mund und dann kriegte ich meine Antwort.

„Alleweil muß man kein Schlampen sein und kein Schweinferkel."

Nun wußte ich es und nun merkte ich auch, daß sie mir den Tadel ehrlich nachtrug.

Hannes, der Schaffer, war wie ein Quecksilbertröpflein geworden. An jedem redete und nörgelte er, und alle daumlang kam er mit einem anderen Befehle. Da machte ich es auch so wie die alte Ursel und ging in meine Turmstube. Ich war verdrießlich geworden und wußte nicht warum, und das Gehaben dieses Menschen verdroß mich noch mehr. Auf- und vordrängen mochte ich mich nicht, und hinter diesem Süßlinge wollte ich, der auf der Hohen Schule gesessen und nun als Gutsschreiber und weiß Gott was noch alles aufgenommen war, auch nicht stehen. Wenn Herr Wolfrat angeritten kam, wollte ich in den Schloßhof gehen und die junge Herrin auf dem Säldenstein mit ein paar Wörtlein begrüßen, und war das zu wenig oder nicht recht, fände ich den Weg allemal wieder zurück, den ich am Tage Gangilfi zum Säldensteine gewandert. Auch mein Wanderbündel war noch nicht schwerer geworden.

Saß aber gar nicht lange auf der Fensterbank und schaute und sann verdrossen hinaus in den sonnigen Maientag, so kam der junge Wildecker daher.

„Magister.... Ihr?..." tadelte er beinahe.

Ich aber sagte ihm ohne Rückhalt und Verhehlen, was ich mir fürgenommen.

„Hat keinen Sinn", mißbilligte er kurzweg. „Wir zweie stellen uns ganz vorne hin auf die Zugbrücke und hinter uns meinethalben ein etliche der jüngeren Weiberleute..."

„Das wird wohl der Schaffer tun", erinnerte ich, aber er fiel mir ganz kurz in die Rede.

„Ah was, Schaffer! Wir zwei stellen uns ganz vorne hin." Und der kurzen Rede war leichthin anzumerken und aus ihr herauszuhören, was man dem Menschen fast am Gesichte absah: etwas anderes wie seinen stahlharten Willen kannte dieser Junge nicht und ließ auch nichts anderes gelten. „Ich habe mir schon ein Sprüchel zusammengesonnen und zusammengereimet zum Willkommengruße, und wenn Ihr vielleicht gar ein lateinisches wüßtet... Was es ist! Wir verstehen es ja doch keines, und es macht ein mächtig Geflunker."

Mir fiel kein lateinisches Sprüchel ein, das zur Begrüßung einer jungen Herrin in der neuen Heimat taugte, und erst über langem Sinnen und Grübeln fand ich, daß vielleicht des alten Horaz Frage, wo das Glück zu finden, halbwegs nahekommen möchte. Sie verstünden es ja doch keines, und wenn sie es verstünden, könnten sie es auslegen, wie es gemeint. Taugte es nicht völlig, möge der Wille für das Gelingen gelten.

Am halben Nachmittag herum stieß der Torwärtel ins Tuthorn. Sie kamen also.

Der Wildecker riß mich ungestüm mit sich fort, und durch den Haufen der Hörigen und des Gesindes, hartnahe an dem übergeschäftig herumhastenden und schier unwillig abwehrenden Schaffer vorbei.... „So! da stehen wir zweie." Dann erst ging er zurück und holte ein etliche der jungen Dirnlein herbei, darunter auch die Grete, die er gleich hinter mich stellte. Wo der Schaffer zu stehen kam, kümmerte ihn nicht.

Wie von einem sonnscheinstrahlenden Dunsthauche oder — si veniat verbum — Glorienscheine umgeben, kamen sie daher, die Gesichter vom Ritt und von des Sonnentages Wärme gerötet und die Augen voll strahlenden, sprühenden Glückes.

Ich bin in den schier dreißig Jahren meines Lebens an manchem Unglücke vorbeigekommen, das mir beinahe das Herz im Leibe zusammengedrückt wie ein weich Butterklümplein, und an manchem Glücke, das gegleißt und gefunkelt wie der Widerschein der Sonnen im Morgentau oder in kostbarem Edelgesteine; ich habe mich nicht darum gebückt. Die Unglücklichen habe ich im stillen bemitleidet und bedauert, daß das Schicksal mich zu einem Habenichts gemacht, der sich oftmals selbst nicht helfen kann, geschweige denn erst anderen, und die Glücklichen habe ich nicht beneidet, weil ich keinen Nutzen gehabt hätte von solcher Mißgunst. Ob des mächtigen Glückes dieser Leute jedoch ging mich beinahe wirklich ein schwaches Beneiden an.

„Wie schön sie ist!" flüsterte hinter mir die Gret' ihrer Nebenstehenden zu. „Wie .... eine Märchenfei."

„Wenn sie nur auch ein gutes Herz hätte für uns!" raunte diese zurück.

„Die Berchta ist aber gutding auch so schön." So eine dritte.

„Schauet nur genau! Und der schöne Kranz! Wie wenn sie selber schon eine Braut wäre."

Da färbte sich des jungen Wildeckers Gesicht so dunkel wie ein Zeitlein vorher das Gesichtchen der Gret', und er räusperte sich hart, als ob ihm etwas im Hals in die Quere gekommen. Aber wirklich: Wie eine frisch aufgeblühte Rose auf weißem Sammetpölsterlein saß die junge Herrin auf ihrem schneeweißen Zelter, die Augenlider halbverlegen niedergeschlagen und die Blicke in seliger Glücksfreude über die festlich geschmückte Burg gleiten lassend, die fortab ihre Heimat und ihre Welt sein sollte. Doch nicht minder schön war Jungfer Berchta anzuschauen. Sepp, der Wildecker, machte einen stocksteifen und ungelenken Bückling und kollerte in ungefügen Bauernversen sein zusammengereimt Sprüchlein heraus, so gut er es vermochte, und dann rüstete ich mit der Spatzenkeckheit des fahrenden Scholaren über meinen Spruch. Aut .... aut .... Sie verstünden ja doch nichts davon. Nur den Schluß formte ich etwas um und zu der Gelegenheit taugend.

„Tu quamcunque deus tibi fortunaverit horam,
grata sume manu neu dulcia differ in annum,
ut, quocunque loco fueris, te vixisse
bene beateque perpetuo . . ."*)

Sie verstanden es wirklich nicht und mochten wähnen, Gott weiß welch segenkräftiger Willkommspruch sie und ihr junges Glück wie unholdverscheuchender Weihbronnen vor der Torschwelle begrüße und wider alles Ungemach feie. Alles will getäuscht sein, die Welt, die Menschheit und ... vielleicht auch das Glück.

Aus tiefstem Herzen kommender Dank wurde mir für die paar Worte und im Torwinkel raunte mir dann der junge Wildecker halb geschämig, halb vertrauensselig zu: „Magister, den Spruch müßtet Ihr auch aufsagen, wenn ich mein Glück über die Schwelle meiner Heimstatt führen werde..."

„Vielleicht schon bald?" frug ich, um auch etwas zu sagen.

„Ist zu hoffen. Jetzt hat der Säldenstein eine Herrin, jetzt ist sie zu entraten und .... ich brauche auch etwas ins Haus. Ist in Bälde zu hoffen."

Die Leute standen noch eine Zeitlang im Burghofe und redeten und schauten, ich aber schlupfte gleich in meine Turmstube. In einer Weile kam der Wildecker wieder, um mich hinüberzuholen in die Herrenstube; doch ich lehnte kurzweg ab. Vier Räder, zwei vordere und zwei hintere, langeten zu jedem Fahren, langsam oder hurtig dahin; ein fünftes stünde nur im Wege. Er sah das selber ein und stapfte wieder von dannen.

Dafür hockte ich mich nach dem Abendessen in die Torwärtelstube und hörte zu, was der Wildbart wieder alles wußte und erzählte. Die Gret' hockte im Ofenwinkel und ließ sich beinahe jede der kurzgehackten Reden abnötigen und abkaufen. Es mußte ihr etwas über das Leberlein gelaufen sein, das sie verstimmte, und darüber ward auch ich allmählich ein wenig verstimmt und verkroch mich beizeiten wieder in meinen Turm. In bleichsilberigem Mondeslichte lag die ganze Säldensteiner Einödgegend, aus manchem Fensterlein am Waldufer drüben drang noch der rötliche Schein des in der Stube brennenden Buchenspanes, und drüben über den Schloßbühel schrie eine jagende Nachteul': Juhu! Juhuhu!

---

*) In freier Uebersetzung:
Schenkt dir Gott ein Stündlein Glück, nimm es dankbar auf,
Rechne nicht: wie teil ich's wohl in des Jahres Lauf!
So wirst, wo du immer seist, und wer du auch bist,
Glücklich und zufrieden sein, und zu jeder Frist.

Humor.

Das letzte Mittel.

Erich Möller macht sich eines Tages auf den Weg und sucht einen Heiratsvermittler auf. Dieser notiert sich den Fall, verspricht in Bälde eine gute Partie und bittet um zwanzig Mark Vorschuß.

„Aber mein lieber Mann", zieht Möller da staunend die Schultern hoch, „glauben Sie vielleicht, ich würde ans Heiraten denken, wenn ich noch zwanzig Mark hätte!"

Unangenehm.

Haben Sie mit Ihrer Gedächtnislehre bereits Erfolg erzielt?

Leider nicht; mein erster Schüler hat am Schlusse des Kursus vergessen, den Unterricht zu bezahlen!

Malitiös.

Herr Protzke: Ja, lieber Herr Sanitätsrat, unser Klub repräsentiert ein kolossales Vermögen!

Sanitätsrat: Wieviel Nullen zählt er denn jetzt?

Anmaßend.

Der Lehrer fragt in der Schule: „Kann mir jemand ein Beispiel von der Falschheit der Katze sagen?"

Fritzchen: „Sie gibt sich gern als Hasenbraten aus, Herr Lehrer!"